

Aribella

UND DIE

Feuermaske



dtv

ANNA
HOGHTON

Anna Houghton

Aribella
UND DIE
Feuermaske



Aus dem Englischen von Katja Hald

dtv

Für Matt und Sue

1



Aribella und ihr Freund Theo saßen Seite an Seite an Deck des Fischerboots und blickten über die Lagune zurück auf ihre Heimatinsel. Die bunten Fischerhütten von Burano lösten sich bereits in der Ferne auf. Es war der letzte Morgen im September, einen Tag vor Aribellas dreizehntem Geburtstag.

»Willst du mir nicht helfen?«, rief Theos Papa, der sich mit dem Segel abmühte. »Die anderen hängen uns noch ab.«

Theo verdrehte die Augen, sprang aber sofort auf.

Aribella blieb sitzen. Mädchen auf Booten brachten Unglück, das behaupteten zumindest die alten Fischer. Zum Glück war Theos Papa nicht ganz so abergläubisch wie die anderen und erlaubte Aribella, an Bord zu kommen. Ans Segel ließ er sie jedoch nicht, das ging auch ihm zu weit. Da er ihr aber ohnehin schon einen Gefallen tat,

beschwerte sie sich nicht. Aufmerksam beobachtete sie, wie Theo mit den Seilen kämpfte, und versuchte, sich möglichst viele seiner Handgriffe einzuprägen.

Das schmutzige, alte Segel schlug um den knarrenden Mast, dann blähte es sich und fing den Wind. Theo stieß einen kleinen Freudenschrei aus.

»*Bravo!*«, rief sein Papa und richtete das Ruder aus.

Das alte Fischerboot glitt durchs dunkle Wasser und nahm Fahrt auf. Schon bald hatten sie die kleine Fischerflotte, die in Richtung der Hauptinsel Venedig segelte, eingeholt.

Die Jungs an Deck der anderen Boote musterten Aribella aus verschlafenen Augen. Sie sah zu Boden. Sie war die argwöhnischen Blicke gewohnt.

Theo ließ sich wieder neben sie plumpsen. »Ich weiß immer noch nicht, warum du unbedingt mit rauswolltest«, sagte er, während er die Spitze seines Stiefels ins vorbeigleitende Wasser tauchte. »Ich muss mit raus, aber du ... Du könntest den ganzen Vormittag Dächer erforschen oder mit Luna spielen oder schwimmen gehen ...«

»Ich fahr gern raus«, unterbrach Aribella ihn und zog sich die Jacke enger um den Körper.

»Kein Mensch suhlt sich gern in Fischeingeweiden«, entgegnete er verächtlich.

»Mir macht das nichts aus«, widersprach Aribella.

»Na dann, nur zu«, schnaubte er, lächelte aber dabei.

Lagune und Himmel verfärbten sich orange und rosa.

Die Welt war weich und verschwommen, wie die Ränder eines Traums. Die anderen Fischer schrien Theos Papa Grüße zu, die er fröhlich erwiderte. Sein offenes, bärtiges

Gesicht versetzte Aribella einen sehnsüchtigen Stich. Er war so heiter und lebenslustig, ganz anders als ihr eigener Vater.

Aribella liebte es, auf dem Fischmarkt – der *Pescheria* – zu helfen. Die Arbeit gab ihr, zumindest für kurze Zeit, das Gefühl, Teil von etwas zu sein, dazuzugehören. Und obwohl sie es nur ungern zugab, war sie froh, eine Ausrede zu haben, ihrem düsteren Zuhause, in dem ihr Vater Tag für Tag saß und in stiller Trauer seine wunderschöne Spitze stickte, zu entkommen. Es war zehn Jahre her, dass Mama gestorben war. Aribella war damals noch sehr klein gewesen und konnte sich kaum an sie erinnern, aber Papa hatte ihren Tod nie überwunden. Sie machte sich ständig Sorgen um ihn, die nur auf dem Markt verschwanden. Dort gab es so viel zu tun, dass sie ihn für eine Weile vergessen konnte – auch wenn sie danach ein schlechtes Gewissen hatte.

Theo lehnte sich auf die Ellbogen zurück und schloss die Augen, während Aribella zusah, wie die anderen Inseln an ihnen vorüberzogen. Dort drüben war Sant'Erasmus, gesprenkelt mit Bauernhöfen, die Obst und Gemüse für die ganze Stadt produzierten. Als ein paar Jungs aus Burano einmal versucht hatten, auf der Insel Artischocken zu stehlen, waren sie mit Stöcken davongejagt worden. Auch dort verließen die Boote die Anlegestege und machten sich auf den Weg zum Markt. Dann kamen Murano, die berühmte Glasbläserinsel, und San Michele, die Friedhofsinsel.

Am Horizont kreischten die Möwen. Die Sonne stieg langsam aus der Lagune empor und vor dem mit

blauschwarzen Streifen durchzogenen Himmel tauchte funkelnd die Hauptinsel Venedig auf.

Auf dem Markusplatz tummelten sich bereits große Menschenmengen. Der rote Backstein des Glockenturms – des *Campanile* – reflektierte das Licht der aufgehenden Sonne und die Fassade des Dogenpalasts leuchtete in strahlendem Weiß. Das niedrige, rechteckige Gebäude sah aus wie eine Hochzeitstorte und seine filigranen Steinbögen erinnerten an Papas feine Spitze. Wie die Augenschlitze venezianischer Masken blickten lange Reihen dunkler Fenster auf die Lagune hinaus. Als das Boot näher kam, war an der Palastwand das Relief eines raubtierähnlichen Kopfs mit geöffnetem Mund zu erkennen. Das Löwenmaul. Obwohl sie zu weit entfernt war, um die in den Stein gemeißelte Inschrift darunter zu entziffern, wusste Aribella, was dort stand: *PER DENONTIE SECRETE* – Für geheime Anschuldigungen.

Wenn Kinder nicht artig waren, drohten ihre Eltern damit, dass jemand ihren Namen in das Löwenmaul stecken und dann die Wachen des Dogen kommen würden, um sie zu bestrafen ... Natürlich war das Löwenmaul nicht wirklich dazu da, ungezogene Kinder zu verpetzen. Aber jeder, der einen anderen Menschen für gefährlich hielt, konnte dessen Namen in das Löwenmaul stecken, wirklich *jeder*. Niemand wusste, was mit diesen Menschen geschah, wenn die Wachen kamen, um sie zu holen. Manche behaupteten, sie würden ins Palastgefängnis geworfen. Andere sagten, man würde sie im Dunkel der Nacht zwischen den Säulen des Markusplatzes erhängen ...

Selbst herausfinden wollte das niemand, so viel war sicher. Aribella fröstelte.

»Hallo? Aribella?« Theo fuchtelte mit der Hand vor ihrem Gesicht herum.

»Tut mir leid. Ich war in Gedanken ganz woanders.« Sie lächelte. »Was hast du eben gesagt?«

Aber was immer es gewesen war, Theo hatte es bereits wieder vergessen. Plötzlich sprang er auf und brachte das Boot dadurch heftig zum Schaukeln. Mit ausgestrecktem Zeigefinger schrie er: »*Santo cielo!* Der Doge!«

Tatsächlich! Vor ihnen fuhr, sehr viel schneller als die Fischerboote, eine Flotte eleganter Gondeln, die von maskierten Palastwachen gesteuert wurden. In der mittleren saß, an seinem schneeweißen Gewand und der glitzernden, mit Diamanten besetzten Maske gut zu erkennen, der Doge von Venedig.

Aribella sprang ebenfalls auf. Der Doge, der vor Jahren schwer erkrankte, war schon seit Monaten nicht mehr außerhalb des Palasts gesehen worden. Als er die behandschuhte Hand hob und ihnen zuwinkte, brach Jubel aus. Er war den Armen gegenüber immer großzügig gewesen, zumindest bevor er krank wurde.

»Wie schön, dass er wieder auf den Beinen ist«, meinte Theos Papa. Der Doge drehte ihnen das Gesicht zu und seine mit Edelsteinen besetzte Maske glitzerte so stark in der Sonne, dass Aribella die Augen schließen musste. Als sie sie wieder öffnete, hatte der Doge sich bereits dem Palast zugewandt.

»Glaubst du, er trägt die Maske, um seinen schlechten Gesundheitszustand zu verbergen?«

Theo zuckte mit den Achseln. »Vielleicht. Als ich klein war, bin ich ihm schon einmal begegnet, und damals hat er keine Maske getragen. Da warst du noch nicht einmal geboren«, neckte er sie. »Vielleicht gefällt sie ihm auch einfach nur«, fügte er hinzu. »Wenn ich eine mit so vielen Edelsteinen besetzte Maske hätte, würde ich sie auch jeden Tag tragen. Noch viel lieber als die Maske hätte ich allerdings gerne ...«

»... seine Gondeln«, beendete Aribella den Satz.

Theo lächelte. »Sieh sie dir nur an. Sie sind verdammt schnell. Wusstest du, dass Gondeln aus unterschiedlichen Holzarten hergestellt werden? Eiche, Kirsche, Ulme, Kiefer ...«

Tatsächlich wusste Aribella das, denn Theo hatte es ihr bereits erklärt – mehrfach.

»Und sie sind mit Absicht vorne schwerer, um das Gewicht des Gondolieres im hinteren Teil auszugleichen«, fuhr er fort. »Das geschwungene Teil an der Spitze wird *Ferro* genannt. Hab ich recht, Papa? Eines Tages möchte ich auch eine Gondel besitzen«, seufzte Theo sehnsüchtig.

Theos Vater verdrehte nur die Augen.

»Vielleicht wirst du das ja«, ermutigte Aribella ihn.

Aber als Theo nur noch lauter seufzte, bereute Aribella, was sie gesagt hatte. Sie wusste, was Theo dachte: Eine Gondel können sich nur Mitglieder reicher venezianischer Familien leisten. Theo hingegen würde sein Leben lang Fischer sein, genau wie sein Vater und vor ihm sein Großvater. Aber zumindest wusste er, wo er hingehörte. Aribella beneidete Theo darum, dass sein Lebensweg so

klar vorgegeben war, während ihr eigener völlig im Trüben lag, so undurchsichtig wie das Wasser in den Kanälen.

Die Palastflotte legte an. Der Doge stieg aus der Gondel und verschwand, gefolgt von seinen Wachen, durch einen Torbogen im Palast. Enttäuscht riefen ein paar Fischer ihm gute Wünsche für seine Gesundheit hinterher. Dann drehten die Fischerboote vor dem Palast ab und fuhren vorbei am *Campanile* in den *Canal Grande*, die Hauptwasserstraße der Stadt, die sich s-förmig durch die Hauptinsel schlängelte. Wie jeden Morgen, außer an Sonntagen, war der *Canal Grande* auch an diesem ein glitzerndes Band geschäftigen Treibens und wimmelte von mit leuchtend roten Tomaten oder glitzernden Sardinien bepackten Booten.

Die anderen Händler riefen Theos Papa ebenfalls Grüße zu.

»*Ciao! Buongiorno!*«, grüßte er fröhlich zurück. Aribella wurde warm, so stolz war sie, mit ihm auf einem Boot sein zu dürfen.

Sie sah zu den großen Palästen auf, die den *Canal Grande* säumten. In diesen Häusern wohnten die reichsten Familien Venedigs. Mit ihren von Blumen überladenen Balkonen, stilvollen Stegen und hohen, geschwungenen Eingangstoren waren sie Teil einer anderen Welt. Kein Vergleich mit dem kunterbunten Durcheinander der Hütten auf Burano. Viele dieser Gebäude konnten sogar mit dem Dogenpalast konkurrieren. Das gleißende Licht der Morgensonne glitt über die Fassaden, als könnte es sich nicht entscheiden, in welchem der unzähligen Fenster es verweilen wollte. Auf ihren morgendlichen Fahrten

vertrieben Theo und Aribella sich oft die Zeit damit, sich vorzustellen, wie es wäre, in einem dieser Palazzi zu leben. Theo ließ dabei keine Gelegenheit aus, Aribella mit ihrem Lieblingspalazzo aufzuziehen, der sich auf halber Strecke den *Canal Grande* hinunter kurz vor der Rialto-Brücke befand. Die lila- und orangefarbene Buntglasscheibe der Eingangstür war eingeschlagen und mit Brettern vernagelt, der kanariengelbe Verputz bröckelte. Es war ein Wunder, dass sie das Gebäude nicht längst abgerissen hatten. Aber Aribella war froh, dass es noch stand, denn irgendetwas an dem Palast gefiel ihr.

Plötzlich wurde es kalt und dunkel, weil das Fischerboot in den Schatten der Rialto-Brücke glitt. Wie immer berührten Theo und Aribella die Unterseite der Brücke mit den Fingern. Als sie noch jünger und kleiner waren, war es schwierig, die schleimigen Backsteine vom Boot aus zu erreichen, aber mittlerweile schafften sie es ohne Probleme.

Das erinnerte Aribella daran, dass die Tage, an denen sie mit Theo auf den Markt fahren konnte, gezählt waren. Mit dreizehn galt man bereits als erwachsen. Theo würde Fischer werden, aber was sollte aus ihr werden? Sollte sie Spitze stecken? Wie ihr Vater? Sie war ungeschickt und stellte sich beim Nähen furchtbar an. Aber wovon sollten ihr Papa und sie sonst leben, wenn seine Augen schlechter wurden, was mit Sicherheit bald geschehen würde?

Sie glitten wieder unter der Brücke hervor und das grelle Licht der Sonne verscheuchte Aribellas düstere Gedanken. Wie jeden Morgen stieg ihr der stechende, salzige Geruch der *Pescheria* – ein Gestank, den sie zu

lieben gelernt hatte – in die Nase, noch bevor sie das bunte Gewirr der Verkaufsstände sehen konnte. Sie drängten sich unter den Torbögen der Loggia zusammen.

Theos Papa legte am Steg für die Händler an und ging dann voraus, um den Stand aufzubauen, während Theo und Aribella den Fisch ausluden. Die Körbe waren an diesem Tag, wie schon das ganze Jahr über, nur halb voll. Der Rückgang der Fischbestände in der Lagune bereitete den Familien auf Burano schon seit geraumer Zeit große Sorgen, denn niemand konnte von den geringeren Einnahmen auf Dauer leben.

»Wir haben diese Woche wieder zu wenig gefangen«, murkte Theo.

»Das geht uns allen so«, bemerkte ein Fischer in ihrer Nähe. »Liegt vermutlich an einer veränderten Dünung oder so.«

»Pah!«, rief ein anderer mit finsterner Miene. »Das geht jetzt schon seit acht Monaten so! Ich kann euch sagen, woran das liegt. Ein Wahrsager hat einen Blutmond vorhergesagt. Und was das bedeutet, wissen wir wohl alle.«

»Was denn?«, fragte der erste Fischer.

»Es ist ein schlechtes Omen. Ein sehr schlechtes Omen.« Der zweite Mann sah anklagend in Aribellas Richtung, die so tat, als würde sie seinen Blick nicht bemerken.

2



Was ist ein Blutmond?«, flüsterte Aribella Theo zu, während sie die Körbe zum Verkaufsstand trugen.

»Keine Ahnung. Wieder irgend so ein Unsinn.« Er zuckte mit den Achseln. Genau wie sein Vater hatte Theo für Ammenmärchen und anderen »abergläubischen Blödsinn« nicht viel übrig. »Papa sagt«, fügte er abfällig hinzu, »dieser Mann gibt sein gesamtes Geld für Wahrsager und Handleser anstatt für Brot aus.«

Es war nichts Neues, dass die Handleser die Fischer um ihr hart verdientes Geld brachten, aber der argwöhnische Blick, den der Mann ihr zugeworfen hatte, ging Aribella nicht mehr aus dem Kopf. Andere Kinder beäugten sie immer wieder misstrauisch, das war sie gewohnt, aber Erwachsene ließen sie normalerweise in Ruhe.

Aribella beschloss, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen, und konzentrierte sich stattdessen auf die

Arbeit.

Es wurde ein sehr lustiger Vormittag. Gemeinsam mit Theo nahm sie die Fische aus und verkaufte auch einen Großteil davon. Theo brachte sie zum Lachen, indem er einen Hummer über den Tisch tanzen ließ und so tat, als lebte er noch. Zum Mittagessen brachte Theos Papa ihnen warme Brötchen, mit denen sie sich auf den kalten Stein am Kanalufer setzten und die Beine baumeln ließen. Im Herbst roch der Kanal sehr viel angenehmer als im Sommer, und obwohl die Luft kühl war, genoss sie es, mit Theo dort in der Sonne zu sitzen.

»Machst du morgen irgendetwas Schönes mit deinem Papa?«, fragte er.

»Nein, warum?«

»Na, weil du Geburtstag hast, natürlich! Der dreizehnte ist ein wichtiger, wie du weißt.«

»Ach ja, richtig.« Aribella wurde rot. Das hatte sie fast vergessen, und Papa würde wahrscheinlich auch nicht daran denken. Als sie noch klein war, hatte ihr Vater ihr immer ein Stück Kuchen gekauft, um den Tag für sie zu etwas Besonderem zu machen. Aber als sie älter wurde, hatte er damit aufgehört. Als würde ihr Geburtstag ihn nur daran erinnern, dass schon wieder ein Jahr ohne Mama vorüber war.

»Wir haben nichts geplant«, brummelte sie schnell. »Du kennst ihn ja.«

»Ist er immer noch so traurig?«, fragte Theo. »Tut mir leid, aber ... es ist jetzt doch schon zehn Jahre her.«

»Ich weiß. Trotzdem wird es irgendwie immer schlimmer.« Sie sah zur Seite und schluckte. Wenn sie zu

lange daran dachte, wurden ihre Augen feucht.

»Tut mir leid, Ari. Ich hab's nicht so gemeint ... Ich dachte nur, du könntest ihn doch auch daran erinnern, oder? Ich bin sicher, er würde gerne mit dir feiern.«

»Ja, vielleicht«, entgegnete Aribella. Theo wollte sie aufmuntern, aber dass ihr Papa irgendetwas feiern würde, konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen.

Gerade machte Theo den Mund auf, um noch etwas zu sagen, da ertönte hinter ihnen eine spöttische Stimme.

»Sieh an, sieh an. Wen hat es denn da ans Ufer gespült?«

Sie drehten sich um und Aribella krampfte sich der Magen zusammen.

Gian war ein großer Junge mit fettigen Haaren, dessen Mundwinkel sich beim Lächeln nicht nach oben bewegten. Aber er lachte ohnehin nur selten, es sei denn aus Schadenfreude.

Theo nahm eine aufrechte Haltung ein. »Verzieh dich, Gian.«

»Im Gegensatz zu der da habe ich jedes Recht, hier zu sein. Sie ist keine von uns.«

Theo wollte etwas entgegnen, aber Aribella fiel ihm ins Wort.

»Ist schon in Ordnung, Theo«, sagte sie.

Das ging bereits seit Jahren so, und Aribella wusste, sobald Theo sich für sie einsetzte, wurde alles nur noch schlimmer. Gian suchte permanent Streit. Das Beste war, sich gar nicht darauf einzulassen.

Unglücklicherweise schien ihm heute besonders langweilig zu sein. »Oh, was hast du denn da?«, fragte er, schnappte sich die übrige Hälfte von Aribellas Brötchen

und stopfte sie sich in den Mund. »Bäh! Schmeckt total fad.« Er spuckte das unzerkaute Brötchen in den Kanal.

Aribella sah zu, wie es davonschwamm, und versuchte, nicht daran zu denken, wie hungrig sie später sein würde.

»Das kannst du doch nicht machen!«, sagte Theo böse. »Hier!« Er wollte Aribella sein angebissenes Brötchen geben, aber sie schüttelte den Kopf.

»Schon gut. Ich habe keinen Hunger.«

Wie eine bedrohliche dunkle Wolke schwebte Gian noch immer über ihnen.

»Ihr habt schon mitbekommen, was sie sich auf dem Markt erzählen? Diese Geschichte mit dem Blutmond?«

Theo zog eine Grimasse. »Du lässt dich doch nicht allen Ernstes von diesen dummen Geschichten beeindrucken, Gian?«

»Das sind keine dummen Geschichten! Blutmonde gibt es wirklich. Sie sind ein schlechtes Omen.«

»Ein schlechtes Omen für was?«, höhnte Theo.

Gian legte eine dramatische Pause ein. »Sie kündigen an, dass sich die Toten erheben werden. Grausame, nach Seelen hungernde Geister, die aus der Lagune steigen.«

Gians Worte hingen in der Luft wie ein böser Fluch und Aribella sträubten sich die Nackenhaare. Neben ihr presste Theo schweigend die Lippen aufeinander. Glaubte er diese Geschichte etwa? Dann wurde ihr klar, dass er dagegen ankämpfte, laut loszuprusten. Ihre Angst verflog und beide fingen an zu lachen.

Gian wurde rot wie ein Hummer.

»Wenn du diesen Unsinn tatsächlich glaubst, bist du noch dümmer, als du aussiehst«, murmelte Theo und

wischte sich die Tränen aus den Augen. »Und das will was heißen.«

Gians Gesichtsfarbe wechselte von Rot zu Dunkelrot. »Was hast du da eben gesagt?«, bellte er und seine Augen traten gefährlich weit aus den Höhlen.

»Gar nichts.« Theo sah ihn unschuldig an. »Ich glaube, Gian hört Stimmen, Ari.«

Aribella konnte nicht mehr an sich halten. »Vielleicht haben die grausamen, nach Seelen hungernden Geister zu ihm gesprochen«, flüsterte sie Theo zu und beide krümmten sich vor Lachen.

Gians Miene wurde so finster wie der Himmel bei einem Wintersturm auf See. Er packte Theo am Kragen und zog ihn auf die Beine.

»Lass ihn los!«, schrie Aribella.

»Überleg dir gut, auf wessen Seite du stehst, Theo«, knurrte Gian, ohne Aribella weiter zu beachten. »Weder die da noch ihr Vater sind von Burano. Niemand weiß, woher sie kommen. Aber sie gehören *nicht* zu uns.«

Theo entwand sich seinem Griff. »Halt die Klappe!«

Gians Augen funkelten böse. »Dann erklär mir mal, warum ihr Vater nie das Haus verlässt. Warum spricht er mit niemandem? Und was ist mit ihrer Mutter passiert? Das weiß ja nicht mal sie selbst! Angeblich kennt sie nicht mal ihren Namen.«

Aribella bemühte sich, keine Reaktion zu zeigen, aber ihr wurde heiß vor Scham. Er hatte recht. Welches Kind kannte den Namen seiner eigenen Mutter nicht? Papa weigerte sich, ihr irgendetwas über sie zu erzählen, egal wie inständig sie ihn darum bat.

»Wage nicht, so über Aribellas Familie zu reden!«, fuhr Theo ihn an.

»Wollt ihr wissen, was ich denke?« Gian grinste.

»Du kannst *denken*? Das überrascht mich aber«, entgegnete Theo und baute sich vor ihm auf.

»Lass ihn einfach. Bitte, Theo ...«, flehte Aribella.

»Also ich denke, dass ihr Vater ihre Mutter umgebracht hat«, sprach Gian weiter. »Deshalb verhält er sich so seltsam. Darum macht er ein so großes Geheimnis daraus.«

»Das ist nicht wahr!«, schrie Aribella. Sie hasste es, sich von Gian provozieren zu lassen, aber dass er ihren Papa einen Mörder nannte, ertrug sie nicht. Papa hatte Mama *geliebt*, da war sie sich sicher. An diese Wahrheit klammerte sie sich, wann immer sie sich einsam fühlte – ihre Eltern hatten sich geliebt und Papa war ein glücklicher Mann gewesen. Manchmal war diese Gewissheit ihr einziger Trost.

Plötzlich fingen ihre Finger an zu kribbeln, ein Gefühl wie unzählige kleine Nadelstiche. Zuerst dachte sie, es wäre die Kälte – das kam vor, wenn man den ganzen Vormittag ohne Handschuhe Fische ausnahm –, aber es fühlte sich so merkwürdig an, dass sie verstört ihre Hände betrachtete, die mit seltsamen Flecken übersät waren. Schnell ballte sie sie zu Fäusten.

»Meine Mama ist auch tot«, schnaubte Theo. »Willst du in ihrem Fall etwa auch behaupten, mein Vater hätte sie umgebracht?«

»Jeder weiß, dass deine Mutter an einer Lungenentzündung gestorben ist. Das ist kein großes Geheimnis.«

»Komm, Theo«, drängte Aribella. »Lass uns zurück zum Stand gehen.« Das Kribbeln in ihren Fingern war schmerzhafter geworden, als würde jemand heiße Nadeln in ihre Nagelbetten stechen. Was war das nur? Sie steckte die Fäuste in die Taschen und schob sich an Gian vorbei zwischen den Ständen hindurch. Theo folgte ihr.

»Wenn du uns bitte entschuldigen würdest«, rief er Gian über die Schulter zu. »Wir haben zu arbeiten.«

Aber Gian ging ihnen nach bis zu ihrem Verkaufstisch. »Ich will dir doch nur helfen, Theo. Du fängst dir noch irgendetwas Scheußliches ein, wenn du dich andauernd mit *ihr* abgibst.«

»Solange ich mir nicht deine Dummheit einfange, habe ich kein Problem damit«, gab Theo zurück, dieses Mal laut.

Gians Augen blitzten. Dann versetzte er Theo einen so heftigen Stoß, dass dieser rückwärts in die Körbe krachte.

Aribella spürte, wie ihr das Blut in die Finger schoss. Und da war noch etwas – etwas, das drängender, zorniger und *heißer* war als alles, was sie je gefühlt hatte. Es erfüllte sie wie ein Fiebertraum, als hätte jemand ein Streichholz angezündet und sie wäre der Feuerwerkskörper, der jeden Moment in den Himmel schießen und explodieren würde. Ihre Finger schmerzten so stark, dass ihr Tränen in die Augen traten. Dann sah sie, wie Gian einen weiteren Schritt auf Theo zu machte, und ohne ihr Zutun flogen ihre Hände aus den Taschen. Sie zog Gian von ihm weg und ...

Aus ihren Fingern loderten Flammen!

Es dauerte einen Moment, bis Aribella begriff, was sie da sah. Ihre Finger *brannten*! Helle, gelbe Funken tanzten auf

ihren Fingerspitzen, als wären ihre Finger Streichhölzer.
Was zur Lagune ...?

Dann wurde ihr bewusst, dass Gian brüllte. Panisch lockerte sie ihren Griff und taumelte benommen zurück. Die Funken erloschen und Gian fiel krachend in einen Marktstand, dessen Aale sich mit ihm über das Pflaster ergossen. Sich den Arm haltend, wand er sich zwischen den Fischen und hörte gar nicht mehr auf zu schreien. Jetzt erst sah Aribella, dass sein Hemd an der Stelle, an der ihre Finger gewesen waren, verbrannt und löchrig war. Hatte *sie* das getan?

Sie starrte auf ihre Hände. Die Haut an den Fingern war leuchtend rot und fühlte sich wund an, als hätte sie an einen heißen Ofen gefasst. Es tat höllisch weh.

Theo fasste sie am Arm. »Alles in Ordnung, Ari? Wie hast du ...?«

Aribella öffnete den Mund für eine Erklärung, aber ... Wie hatte sie das gemacht? Sie verstand es selbst nicht.

»Sie hat mich verbrannt«, stotterte Gian, der seine Stimme wiedergefunden hatte. Mit wackeligen Beinen erhob er sich und rief: »Ich wusste schon immer, dass sie böse ist. Ich wusste es! Sie ist der Grund für die bösen Omen. Sie ist verflucht ... ein Dämon! Eine Hexe!«

»Nein!« Aribella schnappte nach Luft. Das war nicht wahr. Es konnte nicht wahr sein ... Ihre Muskeln brannten, als wäre sie eine gewaltige Strecke geschwommen. Plötzlich wurde ihr die entsetzliche Stille bewusst, die an den Marktständen herrschte. Zahllose Gesichter hatten sich zu ihr umgedreht, zahllose Augen starrten sie an. Theo stand neben ihr, aber sie konnte ihm nicht in die Augen

schauen. Was würde sie darin sehen? Verwirrung? Wut? Angst? Der Gedanke war nur schwer zu ertragen.

»Hexe!«, schrie Gian noch einmal. »Ich steck deinen Namen ins Löwenmaul. Deinen und den von deinem seltsamen Papa! Hexe, Hexe, Hexe!«

Aribella war wie erstarrt. Immer mehr Leute versammelten sich um sie, aber sie konnte sich weder bewegen noch sprechen. Andere Jungen und Mädchen stimmten in Gians Rufen mit ein: »Hexe, Hexe, Hexe!« Hände griffen nach ihr.

»Geht weg!«, schrie jemand – vielleicht Theo –, aber Aribella hatte sich bereits aus den Griffen befreit und floh vom Markt. Ihr Herz pochte im Gleichklang mit ihren über das Pflaster donnernden Stiefeln. Was hatte sie getan? Wie hatte das passieren können?

Sie wagte nicht, sich umzuschauen. Im Laufschrift drängte sie sich durch die Menschenmenge auf der Rialtobrücke und tauchte ein in die verschlungenen, engen Gassen auf der anderen Seite der Stadt.

Der Wind trug ihr die hässlichen Rufe zu, die ihr um jede Biegung zu folgen schienen, bis sie sich nicht mehr sicher war, ob sie echt waren oder nur in ihrem Kopf.

Hexe, Hexe, Hexe ...

Aber sie würde nicht ewig davonlaufen können. Sobald ihr Name im Löwenmaul war, würden die Wachen nach ihr suchen ... und dann?

3



Für den Rest des Nachmittags versteckte Aribella sich auf der Hauptinsel. Um nicht erkannt zu werden, drückte sie sich in den dunkelsten Gassen herum, bis sie sich schließlich auf den Weg zum *Campanile* auf dem Markusplatz machte. In der Nähe des Dogenpalasts würden die Wachen sie sicher am allerwenigsten vermuten. Wie lange es wohl dauerte, bis man den Anschuldigungen aus dem Löwenmaul nachging?

Aribella rüttelte an der Turmtür und stellte fest, dass sie unverschlossen war. Sie trat ein und stieg die nicht enden wollenden Stufen hinauf, bis sie oben wieder ins Freie gelangte. Dort setzte sie sich unter die imposante goldene Glocke und sah hinab auf die Stadt, die sie so sehr liebte. Die Dächer der Häuser lagen so eng beieinander, dass es aussah, als würden sie sich Geheimnisse zuflüstern, als

wären sie eine große Familie – eine Familie, in die Aribella einfach nicht reinpasste.

Aribella fühlte sich erbärmlich. Zitternd betrachtete sie die Blasen an ihren Fingern und zerbrach sich den Kopf, wie das alles zu erklären war. Aber sie fand keine Antwort. Wie hatte das nur passieren können?

Während sie so dasaß, wurden ihre Glieder immer steifer. Zu jeder vollen Stunde schlug die Glocke und scheuchte die Tauben auf, die dort oben nisteten. Es dröhnte so laut, dass Aribella sich mit ihren wunden Händen die Ohren zuhalten musste. Als die Glocke fünfmal schlug, erkannte sie im schwindenden Licht der untergehenden Sonne die Umrisse der kleinen Fischerboote, die auf dem Heimweg nach Burano waren.

Mittlerweile hatte Gian ihren Namen sicher ins Löwenmaul gesteckt. Und Papa? Hatte Gian auch seinen Namen hineingesteckt? Würden die Wachen heute Nacht nach Burano kommen? Womöglich waren sie schon dort ... Verflixt, daran hätte sie auch früher denken können! Kurz überlegte sie, gar nicht mehr nach Hause zu gehen – vielleicht ließen sie ihren Papa dann in Ruhe. Aber sie musste ihn zumindest warnen ... Und wenn es bereits zu spät war? Sie hätte viel früher aufbrechen müssen.

Aribella streckte die schmerzenden Glieder und hastete hinunter auf den Platz. Ihr Magen knurrte wie ein wildes Tier. Den Kopf gesenkt, lief sie zur Mole, wo sie eine Glasbläserin von Murano überreden konnte, sie im Tausch gegen ihr in Spitze gefasstes Taschentuch mit zurück nach Burano zu nehmen. Zum Glück stellte die Frau nicht viele Fragen.

Während das Boot über die Lagune schipperte, versank die Sonne langsam hinter dem Horizont, und als die Glasbläserin sie endlich im Hafen von Burano absetzte, war der Himmel bereits dunkel. So schnell sie konnte, rannte Aribella durch die gepflasterten Straßen. Erst auf der Brücke, über die man in die *Calle Fortuna* gelangte, wurde sie langsamer. *Straße des Glücks*, von wegen! Gemessen am Glück, das sie und ihr Vater im Leben bisher hatten, hatte der Name ihrer Straße in Aribellas Ohren schon immer wie pure Ironie geklungen. Das einzige Glück war, dass Theo ebenfalls dort wohnte.

In den Hütten war es still, aber ihre hell erleuchteten Fenster versprachen ein knisterndes Feuer und eine warme Mahlzeit. Gebückt schlich Aribella daran vorbei und hoffte, dass niemand sie sehen würde. Noch nie hatte sie sich mehr als Außenseiterin gefühlt als in diesem Moment – als wäre sie ein Geist, der die Welt der anderen nur heimsuchte.

Als sie an Theos Küchenfenster vorbeikam, konnte sie nicht widerstehen, kurz hineinzusehen. Aber sie bereute es sofort. Drinnen war der Tisch gedeckt und Theos jüngere Geschwister spielten und lachten mit ihrem Papa. Selbst ohne Theo verspürte sie beim Anblick dieser glücklichen Szene eine Sehnsucht, die tiefer war als der tiefste Ozean. Auch Theos Familie hatte keine Mama mehr, dennoch erfüllte ihre Küche eine Wärme, die sie in ihrer eigenen nie erlebt hatte. Theos Hütte war im Gegensatz zu ihrer ein *richtiges* Zuhause.

Plötzlich sah Theos kleine Schwester Mia auf und entdeckte sie. Sie lächelte. Aribella stockte der Atem. Den

Finger auf die Lippen gelegt, wich sie zurück in den Schatten. Wäre Mia alt genug, um zu begreifen, was heute auf dem Markt geschehen war, würde sie wahrscheinlich nicht so freundlich lächeln. Und was war mit Theo? Hasste er sie jetzt? Der Gedanke war schrecklich.

Zutiefst unglücklich schlich Aribella weiter die dunkle Straße entlang. Schon das kleinste Geräusch – der Ruf einer Eule oder das Schlagen einer Tür – ließ sie aufhorchen, bis sie schließlich vor der weiß getünchten Hütte ihres Vaters ankam, die zwischen den bunten Häuschen der anderen nüchtern und freudlos wirkte.

Sie blieb stehen. Was, wenn die Wachen schon da waren? Sie lauschte angestrengt, konnte aber nichts hören.

Plötzlich schoss aus der Dunkelheit ein schwarzer Schatten auf sie zu. Aribella zuckte erschrocken zusammen.

»Oh, Luna, du bist es. Dem Himmel sei Dank!« Die schwarze Katze strich ihr liebevoll um die Beine und Aribellas Herzschlag kehrte zu seinem normalen Rhythmus zurück. Lächelnd hob sie Luna hoch und vergrub ihr Gesicht in ihrem warmen Fell.

Theo und Aribella hatten die Streunerin vor etlichen Jahren am Hafen gefunden. Sie fütterten sie mit Fischresten vom Markt und hatten sie schon mehr als einmal vor Gians Stiefelritten gerettet. Als Aribella an den Markt dachte, fiel ihr wieder ein, was dort passiert war, und sie setzte Luna schnell auf den Boden. Die Katze reagierte mit einem missmutigen Miauen.

»Tut mir leid, Luna, aber es ist zu gefährlich. Ich könnte dich verletzen.« Aribellas Lippen zitterten und ihre Augen

füllten sich mit Tränen. Schnell drehte sie sich um und trat durch die Eingangstür in die winzige Küche ihrer Hütte. Blinzelnd wartete sie, bis ihre Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnten.

Papa hatte wie immer keine Kerzen angezündet, sodass die einzige Lichtquelle das heruntergebrannte Feuer im Herd war, das dringend geschürt werden musste. Durch den Kamin pfiff der Wind und die Fenster knarzten wie alte Knochen. In der Küche war es fast genauso kalt wie draußen.

Wachen waren keine zu sehen. Ihr Vater saß mit einer Decke um die schmalen Schultern zusammengekrümmt in seinem Schaukelstuhl.

Wie Spinnen, die ein kompliziertes Netz weben, huschten seine Hände über die Spitzenborte auf seinem Schoß, und Aribella empfand trotz ihrer Angst wie immer große Bewunderung für seine Kunstfertigkeit. Die Technik, die er anwandte, nannte sich *Punto in Aria*, was wörtlich »Stich in die Luft« bedeutete. Normalerweise war das Spitzensticken ausschließlich Frauenarbeit – auch ein Grund, warum ihr Papa als Außenseiter galt.

In der Luft hing ein Geruch nach gedünsteten Zwiebeln. Aribella bemerkte den Topf über dem Feuer und schloss die Tür hinter sich. Papa musste Suppe gekocht haben. Stumm stand sie da und knetete ihre mit Blasen übersäten Finger. Sie wusste nicht, wie sie anfangen sollte.

»Ich habe etwas Schreckliches getan, Papa«, gestand sie schließlich.

Als er sie ansah, legte sich seine Stirn in sorgenvolle Falten. Es war schon so lange her, seit Papa das letzte Mal

irgendwelche Gefühle gezeigt hatte, dass Aribella sich nicht länger zusammenreißen konnte. Heiße Tränen rollten über ihre Wangen.

»Ich habe etwas getan, das ich gar nicht wollte, Papa ... etwas, das ich nicht einmal erklären kann.« Sie wusste, dass das, was sie da sagte, keinen Sinn ergab. Aber wie sollte sie ihrem Vater etwas verständlich machen, das sie selbst nicht verstand?

»Ich war wütend«, begann sie, den Blick auf den Boden gerichtet. Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen. »Da war dieser Junge auf dem Markt, der hässliche Dinge gesagt hat. Über Mama. Theo wollte mir helfen und der Junge hat in angegriffen. Und dann, ich weiß auch nicht, was passiert ist. Ich war so wütend, dass ich ... irgendwie explodiert bin. Da war dieses Gefühl, das durch meinen Körper schoss.« Aribella versuchte, sich zu erinnern, was genau geschehen war. »Und dann dieser stechende Schmerz in meinen Fingern. Plötzlich sprühten sie ... Funken ... winzige Flammen. Ich weiß, das klingt verrückt, aber ich schwöre dir, es ist die Wahrheit. Und jetzt hat Gian - dieser Junge - meinen Namen ins Löwenmaul gesteckt, Papa, und deinen womöglich auch. Sie könnten jeden Moment kommen und uns holen. Es tut mir so leid! Ich begreife einfach nicht, was ich da getan habe. Ich weiß weder, wie ich es gemacht habe, noch, was es zu bedeuten hat. Das alles ist wie ein böser Traum, ein Albtraum ...«

Der Druck auf ihrer Brust war so stark, dass sie kaum atmen konnte. Aber jetzt war es raus. Endlich war die Wahrheit - oder zumindest das, was sie davon begriffen hatte - ausgesprochen und ihr Papa wusste Bescheid. Aber

was war mit all den offenen Fragen? War sie wirklich verflucht? Eine Hexe?

Sie hob den Blick und sah ihrem Vater, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, direkt ins Gesicht. Er war totenbleich.

»Hat sonst noch jemand gesehen, wie es passiert ist?«

Aribella wusste nicht, was sie am meisten irritierte: der ungewöhnliche Klang seiner Stimme, seine plötzliche Panik oder die Tatsache, dass er ihr offensichtlich glaubte.

Müsste er nicht widersprechen? Sagen, dass das nicht wahr sein konnte? Stattdessen schien ihn ihr Bericht, obwohl er ihm sichtbar Angst machte, kaum zu überraschen. Als ob er irgendwie damit gerechnet hätte.

Sie nickte betreten. »Es ist auf dem Markt passiert. Wie viele es mit eigenen Augen gesehen haben, weiß ich nicht. Aber Gian wird es mit Sicherheit allen erzählt haben. Es tut mir so leid, Papa. Ich habe dich in Gefahr gebracht und weiß nicht einmal, wie. Wir müssen fort aus Venedig. Jetzt gleich!«

Papa lehnte sich in seinem Schaukelstuhl zurück und rieb sich müde die Stirn. »Und wohin sollen wir gehen?«

»Das weiß ich auch nicht«, gestand Aribella. Sie hatten weder Geld noch ein Boot noch eine Familie oder Freunde, die ihnen helfen konnten. Und Papa war so gebrechlich.

»Wir können nicht davonlaufen, Bella«, sagte er leise.

Es klang resigniert. Sie wünschte, er würde sie in die Arme nehmen und sagen, alles würde wieder gut. Stattdessen blieb er einfach sitzen, starrte ins Feuer und schien in Gedanken schon wieder ganz woanders zu sein.

»Iss ein bisschen Suppe«, sagte er schließlich.